Stephan Lessenich

Perry Andersons Auseinandersetzung mit dem westlichen Marxismus als Spiegelbild seines Scheiterns – Nachwort zur Neuauflage

Seit nunmehr einem halben Jahrhundert ist der »westliche Marxismus« in der europäischen wie außereuropäischen Linken ein stehender Begriff. Und nicht nur das: *Western Marxism* ist zu einer Marke geworden, zu einem politisch-ideologischen Identifikationsangebot für all jene, die das Ende der Geschichte auch mit dem vermeintlichen Sieg des liberalen Kapitalismus im sogenannten Systemwettbewerb noch nicht gekommen sahen. Für all jene, die vor wie nach 1989 auf der Suche nach einer nicht-orthodoxen Variante marxistischen Denkens waren und diese in der Theorieproduktion kontinentaleuropäischer Intellektueller zwischen dem Sieg der Oktoberrevolution und dem Pariser Mai finden konnten. Vom »westlichen Marxismus« war vereinzelt auch schon vor Perry Andersons gleichnamigem, 1974 erschienenen Buch die Rede gewesen. Aber die Begriffskarriere dieses Kürzels beginnt mit eben diesem Buch, und dass bei Erwähnung des Begriffs, wie schemenhaft auch immer, ein Panorama von Personen und Positionen vor dem geistigen Auge erscheint, fast schon ein Klassenfoto der großen marxistischen Intellektuellen der europäischen Zwischen- und Nachkriegszeit, ist das bleibende Verdienst Andersons. Seine bündige und doch umfassende, konzise und pointierte Darstellung stellte in den 1970er- und 1980er-Jahren ein wichtiges Instrument der politischen Bildung studierenden- und anderweitig bewegter Milieus dar. Und sie war hernach vielzitierte Referenz im linken Diskurs – ohne allerdings, so steht zu vermuten, tatsächlich noch gelesen worden zu sein. Was wohl dadurch befördert wurde, dass die im Frankfurter Syndikat-Verlag erschienene deutsche Ausgabe des Buches alsbald vergriffen war und die Kultur der Wühltische vor einschlägigen Buchhandlungen bzw. der Modernen Antiquariate in den 1990er-Jahren, im Takt mit den sie tragenden Bewegungen, ihren Zenit überschritten hatte.

Wer »Über den westlichen Marxismus« heute, getrieben durch die nach einer kritischen Analyse rufende gesellschaftliche Krisenkonstellation, neuerlich zur Hand nimmt, wird überrascht werden. Nicht nur durch die Souveränität des Zugriffs auf den Gegenstand und nicht allein durch die Leichtigkeit der Sprache, die beide als Erfolgsgeheimnis des Bandes gelten dürften und heute, zumal in dieser Kombination, im

linken Schrifttum so selten geworden sind. Andersons Werk überrascht auch damit, dass es von einer offenkundigen Ambivalenz durchzogen ist. Denn so sehr es auch als Würdigung – zumal aus britisch-insularer Perspektive – des Standes der wissenschaftlichen Produktivkräfte marxistischer Welterschließung gedacht und zu lesen ist, so sehr entpuppt es sich, bald ein halbes Jahrhundert später gelesen, als eine schonungslose Polemik gegen die Versäumnisse und Verirrungen (fast) all jener, die im 20. Jahrhundert »im Westen« an die marx/engelssche Lehre anschlossen. So gesehen ist die vorliegende Neuausgabe des Buches in doppelter Hinsicht lesenswert: Als summarische Darstellung einer historischen Denktradition, die nach wie vor ihresgleichen sucht; und als Zeitdokument einer innerlinken Diskurskonstellation, die vom nicht zuletzt auch selbstproduzierten Scheitern des wissenschaftlich-politischen Marxismus zeugt. Ein Scheitern, dessen Langfristeffekte sich heute, mit jeder weiteren Umdrehung des demokratisch-kapitalistischen Krisenkreisels, immer schmerzhafter offenbaren.

***

Mitte der 1970er-Jahre schien die Welt noch in Ordnung. Oder besser gesagt: schien sie endlich wieder in Ordnung zu kommen. Jedenfalls für Perry Anderson. Denn mit den politischen Geschehnissen der Zeit sah er die gesellschaftlichen Bedingungen für einen neuerlichen Brückenschlag »zwischen ›Klasse‹ und ›Wissenschaft‹« (S. 15), für eine Wiedervereinigung von marxistischer Theorie und proletarischer Praxis, nach Jahrzehnten ihres Auseinanderlebens endlich wieder gegeben. Anderson, der im Jahr 1962, noch keine 25 Jahre alt, die Herausgeberschaft der *New Left Review* von Stuart Hall übernommen hatte und seitdem zu einer zentralen Figur der britischen Neuen Linken avanciert war, sah mit dem Pariser Mai 1968 »einen entscheidenden Wendepunkt der Geschichte« (S. 101) gekommen, der die langjährige »Unterbrechung der Klassenkämpfe« (ebd.) beenden könne. Als er 1974 die (dann 1976 erschienenen) »Considerations on Western Marxism« verfasste, »erlebte die kapitalistische Weltwirtschaft ihre erste große synchrone Rezession seit dem Krieg« (ebd.), womit für den Autor die »Chance, dass ein neuer revolutionärer Stromkreis zwischen der marxistischen Theorie und der Praxis der Massen durch die wirklichen Kämpfe der Arbeiterklasse geschlossen wird« (S. 101–102), nochmals gestiegen war. Die Möglichkeit, »dass etwas Neues an die Stelle des Alten rückt« (S. 107), sei objektiv gegeben: »Wenn die Massen selbst sprechen, werden die Theoretiker, wie sie der Westen seit 50 Jahren hervorgebracht hat, notgedrungen schweigen.« (S. 111)

Dieser Schlusssatz von Andersons langem Essay ist zugleich auch dessen Quintessenz. Denn seine »Abrechnung« (S. 81) mit der marxistischen Theoriebildung auf dem europäischen Kontinent zwischen 1920

und 1960 erzählt eine Verlust- und Verfallsgeschichte, die Geschichte einer Entfremdung: der Theoretiker von den Massen. Der westliche Marxismus der Zwischen- und frühen Nachkriegszeit, so das Zentralmotiv von Andersons Erzählung, sei das Produkt einer historischen Spaltung zwischen Theorie und Praxis. Im Übergang von den »direkten Erben von Marx und Engels« (S. 19), den mittel- und osteuropäischen Parteimarxisten unmittelbar vor und nach dem Ersten Weltkrieg, zu den westeuropäischen, mehr oder weniger freischwebenden Intellektuellen nach 1945 habe sich marxistische Theorie auf die schiefe Ebene einer Distanznahme von den Erfahrungen und Kämpfen der Arbeiterklasse begeben, sich »auf einem nicht endenden Abweg von jeder revolutionären Praxis« (S. 52) entfernt. Würde diese historische Spaltung aufgehoben, könne die Theorie neuerlich »eine Verbindung zu den wirklichen Massen« (S. 111) herstellen und so »eine ›endgültige Gestalt‹ annehmen, die sich mit nichts, was ihr vorausgegangen ist, vergleichen lässt«. (Ebd.) Sie werde dann neuerlich – und endlich wieder – vom Kopf auf die Füße gestellt worden sein: von der Verkopftheit des real existiert habenden westlichen Marxismus auf die Bodenhaftung einer organisch mit der Praxis des Arbeiterkampfs verbundenen marxistischen Theorie.

Perry Anderson wähnte sich und die Welt damals in einer Periode des Übergangs. Und er hatte recht damit. Allerdings nicht in dem von ihm gemeinten Sinn: Nachdem sich das Gravitationszentrum marxistischer Theoriebildung geografisch über die Jahrzehnte von Deutschland und Österreich gleichsam im Uhrzeigersinn zunächst nach Russland und dann nach Italien und Frankreich verschoben habe, sei der Marxismus so lange nicht auf der Höhe seiner Zeit – »der Zivilisation des Kapitals in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts« (S. 108) – angekommen, »wie er sich nicht in den USA und in England festgesetzt hat, also in dem Land mit der reichsten Imperialistenklasse und dem mit der ältesten Arbeiterklasse der Welt«. (Ebd.) Die Ironie der Geschichte wollte es, dass kurz nach Erscheinen seines Buches, und quasi unmittelbar nach Drucklegung der deutschen Erstausgabe im Jahr 1978, sich Margaret Thatcher anschickte, die älteste Arbeiterklasse der Welt zu zerschlagen, und mit Ronald Reagan die reichste Imperialistenklasse der Welt direkt ins Weiße Haus einzog. Mit ihren Wahlsiegen 1979 und 1981 war der Übergang vollzogen – freilich der Übergang nicht zur theoriegeleiteten proletarischen Revolution, sondern zur Herrschaft des autoritären Liberalismus und seiner politisch-ökonomischen Legitimationstheorie.

***

Den westlichen Marxismus begriff Perry Anderson als eine historisch in den zwei Jahrzehnten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg situierte, räumlich eben im Westen Europas verankerte intellektuelle »Ein-

heit« (S. 13), der er eine »integrale Tradition« (S. 39) der Theoriebildung zuschrieb – ungeachtet der erheblichen und vielfältigen Differenzen, die allein schon die dem virtuellen Denkkollektiv zugeordneten Vertreter der älteren Kritischen Theorie (Georg Lukács, Karl Korsch, Walter Benjamin, Max Horkheimer, Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno) untereinander aufweisen. Ähnliches gilt für die von Anderson benannten italienischen (Antonio Gramsci, Galvano Della Volpe, Lucio Colletti) und zumal französischen (Henri Lefebvre, Jean-Paul Sartre, Lucien Goldmann, Louis Althusser) Repräsentanten der Bewegung – deren Charakter von ihm denn auch nicht zufällig vor allem *ex negativo* bestimmt wurde, nämlich in Abgrenzung zu der sogenannten klassischen Tradition des historischen Materialismus und gewissermaßen als deren Verfallsprodukt. In diesem Sinne erscheint der westliche Marxismus bei Anderson als Theorie ohne Eigenschaften: unpolitisch und entökonomisiert, verkopft und akademisch, verbürgerlicht und provinziell.

Im Zentrum seiner Kritik steht die Aufgabe der für »das klassische Erbe« (S. 54) charakteristischen, revolutionären »Einheit von Theorie und Praxis« (ebd.): Die Entfernung, ja Distanzierung von den proletarischen Massen und ihren politisch-sozialen Kämpfen gilt Anderson als Geburtsfehler und Kardinaluntugend der von ihm konstruierten Theoriegemeinschaft. Diese zeichnet sich zudem durch ihr Desinteresse an ökonomischen Analysen und an einem tieferen Verständnis der Bewegungsgesetze der kapitalistischen Produktionsweise aus; selbst Gramsci, für Anderson ansonsten die Lichtgestalt des westlichen Marxismus, habe sich »zu ökonomischen Problemen nie geäußert«. (S. 82) Statt für Ökonomie (oder Politik) habe sich die Riege der marxistischen Postmarxisten für Philosophie, für Probleme der Erkenntnistheorie und Phänomene der Kultur interessiert, sprich für »die Untersuchung der Strukturen des Überbaus« (ebd.) – und vorzugsweise für jene Überbauten (Kunst, Ästhetik), »die von der ökonomischen Basis am weitesten entfernt waren«. (Ebd.) Das »geflissentliche Schweigen des westlichen Marxismus zu jenen Gebieten, die im Zentrum der klassischen Traditionen des historischen Materialismus gelegen hatten« (S. 51), bringt Anderson in Verbindung mit dessen Akademisierung: Praktisch alle von ihm identifizierten Protagonisten waren in universitären Positionen tätig, eine Form der institutionellen Einbindung, die den marxistischen Intellektuellen vor dem Ersten Weltkrieg fremd gewesen (oder verwehrt geblieben) sei. Und die im Übrigen auch zur Verwendung einer unzugänglichen, verschlüsselten Sprache geführt habe, »deren terminologische Hürden sich in dem Maße erhöhten, in dem sich die Theorie von den Massen entfernte«. (S. 99) Mit der Fixierung auf Überbauphänomene und der institutionellen Systemnähe hänge auch zusammen, dass der westliche Marxismus eine eigentümliche Affinität zur bürgerlichen Wissensproduktion und

Wissenschaftstradition entwickelt habe: »Das erstaunlichste Merkmal des westlichen Marxismus als umfassender Tradition ist daher vielleicht die andauernde Präsenz der verschiedenen Ausprägungen des europäischen Idealismus und deren Wirkung auf ihn.« (S. 64) Schließlich sei im Verlauf der Zeit das internationalistische und universalistische Erbe, das für die marxistische Klassik konstitutiv gewesen sei, zusehends aufgegeben worden. Anderson attestiert dem westlich-marxistischen Denkstil eine »Kirchturmmentalität« (S. 77), den Rückzug in nationale Diskursgemeinschaften, »die durch gegenseitige Indifferenz oder Unkenntnis gegeneinander abgeschottet waren«. (S. 76)

Wie aber konnte es soweit kommen? Die Erklärung dieser Geschichte des Niedergangs, als die der Aufstieg des westlichen Marxismus sich aus Andersons Sicht eindeutig darstellt, fällt eigentümlich doppeldeutig aus. Auf der einen Seite betont Anderson immer wieder, dass »die radikale Abkehr von all dem, was für den klassischen Marxismus verbindlich gewesen war« (S. 75), letztlich das »Resultat einer *Niederlage*« (S. 52, Herv. i. O.) gewesen sei: »der Niederlage der proletarischen Revolutionen in den fortgeschrittenen Gebieten des europäischen Kapitalismus nach dem Ersten Weltkrieg«. (S. 98) In zahlreichen Passagen seines Essays trägt Anderson der Gesellschaftlichkeit der von ihm rekonstruierten Entwicklung, den materiellen Produktionsbedingungen marxistischer Theorie in der Zwischenkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit, durchaus Rechnung: Die Theoriehistorie erscheint an diesen Stellen als getreues Abbild der »langen Jahrzehnte der oft schrecklichen Rückschläge und der Stagnationen, die die westeuropäische Arbeiterklasse nach 1920 durchgemacht hat«. (S. 99) Die ausgebliebene Revolution 1918/19, namentlich in Deutschland, und die Kapitulation vor dem Faschismus in den 1920er- und 1930er-Jahren, sodann die Demokratisierung des Kapitalismus und der langanhaltende Wirtschaftsboom nach 1945 trugen zum Erlöschen des proletarischen Feuers im Westen ebenso bei wie die stalinistische »Korrumpierung« (S. 52) der Revolution in Russland, der immer markanter werdende staatsbürokratische Charakter des Sowjetsozialismus und die Stalinisierung der kommunistischen Parteien in Westeuropa (zumal in Frankreich). Der marxistischen Theorie kam, so gesehen, die revolutionäre Praxis abhanden, die Erschöpfung utopischer Energien ging demnach von der Straße aus und nicht etwa aus den Schreibstuben hervor. Dessen ungeachtet verfällt Anderson jedoch immer wieder, und häufig im selben Atemzug, in einen Gestus der Verurteilung, in ein Narrativ, das die Theorie für ihre Abkehr von der Praxis verantwortlich macht, für die Distanznahme des westlichen Marxismus »von jener Klasse, deren Geschicken er eigentlich dienen und zur Sprache verhelfen wollte«. (S. 42)

So gespalten also Theorie und Praxis, so gespalten auch Perry Anderson mit seiner Erklärung des Phänomens. Was sich in der Doppeldeutigkeit

seiner historischen Erzählung offenbart, ist ein systematisch eingeschränkter Blick auf die soziale Realität in den fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften: Wenn es um die von ihm immer wieder beklagte Entfernung der Theorie von der Praxis geht, dann ist mit letzterer allein – und tatsächlich ausschließlich – die Praxis der »organisierten Arbeiterklasse« (S. 106) gemeint, die »Wirklichkeit des Tageskampfes der Arbeiter«. (S. 53) Die Entkopplung marxistischer Theoriearbeit vom Industrieproletariat ist das Problem, ihre fehlende »Verankerung in der Gesellschaftsklasse, um derentwillen die theoretische Arbeit am Marxismus letztlich einzig bedeutungsvoll ist«. (S. 54) Andere soziale Kämpfe, abseits jener der (wie es gerne heißt) produktiven Klassen, werden systematisch ausgeblendet. Kämpfe von Frauen, Migrant:innen, anderweitig Unterdrückten und Ausgeschlossenen, Erniedrigten und Geknechteten – Kämpfe, die nicht rückstandsfrei in denen der Arbeiterklasse aufgehen, bleiben unerwähnt. Geht es nach Anderson, dann ist der Kampf um Emanzipation immer und überall Arbeiterkampf, im männlichen Kollektivsingular. Diesem klassenpolitischen Reduktionismus korrespondiert die weitere Einschränkung, dass die politische Bezugsgröße einer praxissensiblen Theorie für Anderson immer nur der Parteikommunismus war – und die historischen Niederlagen, um die es ihm geht, sind allein verlorene ökonomische Kämpfe.

Nur so ist zu erklären, dass Anderson sich interpretatorisch völlig unbeeindruckt zeigt von der umfassenden, tiefgreifenden, ja schlechthin existenziellen Bedeutung, die dem Sieg des Nationalsozialismus in Deutschland zukam – wobei die Niederlage der deutschen Arbeiterklasse, so ließe sich im Lichte der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik behaupten, noch eines der geringeren Übel war. Die einschlägigen Passagen in Andersons Text sind bemerkenswert. Wenn Walter Benjamin mit dem Diktum zitiert wird, die Geschichte sei »eine einzige Katastrophe, die Trümmer auf Trümmer häuft« (vgl. S. 96), so erscheint dies dem Autor als eine Sprache, »die Marx und Engels im Grunde unverständlich gewesen wäre«. (Ebd.). Mit der »überall gegenwärtigen Melancholie der Frankfurter Schule« (S. 95), der – anders als etwa Gramsci – jeglicher »Beigeschmack aktiver Kraft« (ebd.) vollkommen abgegangen sei, kann Anderson nichts anfangen. Für den »untergründigen Pessimismus« (S. 98) der Kritischen Theorie, »die Düsternis ihrer Implikationen und Schlussfolgerungen« (S. 95), fehlt ihm jeglicher Sinn – in erstaunlich unmaterialistischer Verkennung der gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen diese sich nach 1933 konstituiert hatte.

***

Ein kurzer Exkurs zu Andersons Positionierung zu den Frankfurter Vertretern des westlichen Marxismus sei an dieser Stelle erlaubt. Denn in

seinem Urteil über die sogenannte Frankfurter Schule bündeln sich wie in einem Brennglas sämtliche Kritikpunkte an dieser Theorieschule. Im Grunde genommen lag in Frankfurt (Main) die Wurzel allen Übels, denn der »tiefe Wandel« (S. 42) in der marxistischen Theoriebildung »kam zum ersten Mal in Deutschland zum Ausdruck, und zwar am Institut für Sozialforschung«. (Ebd.) 1923 als Einrichtung für marxistische Studien gegründet, gilt Anderson schon dessen Genese in institutioneller Trennung von der Politik, als Ort akademischer Forschung, als ein antirevolutionärer Akt, den »etwa Rosa Luxemburg vor dem Krieg niemals akzeptiert hätte«. (Ebd.) Der Werdegang des Instituts für Sozialforschung (IfS) ist für Anderson »von entscheidender Wichtigkeit für die Entwicklung der marxistischen Theorie als Ganzer im Europa der Zwischenkriegszeit« (ebd.) – im negativen Sinn: Nachdem Horkheimer die Philosophie (und damit, nach Anderson, den Antiökonomismus) ins Spiel gebracht hatte, legten die Forscher am Institut zu Beginn der 1930er-Jahre eine (im Nachhinein, so muss man sagen, doch äußerst realistische) »Skepsis … gegenüber den Aussichten des Klassenkampfes in Deutschland« (S. 43) an den Tag und bewegten sich hernach im US-amerikanischen Exil »zusehends in Richtung auf eine Anpassung an die dortige bürgerliche Ordnung«. (Ebd.) Das Institut, so Anderson, »zensierte die eigene vergangene und gegenwärtige Arbeit, um nicht mit den akademischen Empfindlichkeiten der Zunft in Konflikt zu geraten, und führte soziologische Untersuchungen mit konventionell positivistischem Charakter durch« (ebd.) – gemeint sind damit wohl die für die Faschismusanalyse der Zeit bahnbrechenden *Studies in Prejudice* einschließlich der Untersuchungen zum autoritären Charakter. »Um sich an seinem neuen Standort zu tarnen, vollzog es einen nahezu vollständigen Rückzug aus der Politik« (ebd.), der sich nach der Rückkehr des Instituts nach Frankfurt 1949/50 endgültig vollendet habe. »Während es in der akademischen Welt der Vereinigten Staaten eine isolierte Enklave gewesen war, wurde es in Deutschland offiziell gefeiert und gefördert. Die von Horkheimer in den 1930er-Jahren vertretene ›Kritische Theorie‹ kündigte nun jede Verbindung zur sozialistischen Praxis auf.« (S. 44)

Doch nicht allein Horkheimer, der freilich als kritisch-theoretischer Denker »immer von zweitrangiger Bedeutung« (S. 100) gewesen sei, gilt Anderson als Problem der jüngeren Marxismusgeschichte. Auch Adornos Entscheidung, »sich sowohl von jeder Mitgliedschaft in einer Partei als auch vom politischen Diskurs überhaupt abzuwenden« (S. 54), wird von ihm getadelt – wobei die Behauptung, in den 1960er-Jahren habe Adornos Marxismus »eine extreme Version« (S. 80) eines Verzichts auf jegliche Form von »Erörterungen über Klassen oder Politik« (ebd.) dargestellt, sich schon bei einem kursorischen Blick auf sein Werk als falsch darstellt (man denke nur an seinen Eröffnungsvortrag des legendären Frankfurter

Soziologentags 1968 zu »Industriegesellschaft und Spätkapitalismus?« oder an die aus dem Jahr 1967 stammende, jüngst wiederaufgelegte Abhandlung »Aspekte des neuen Rechtsradikalismus«). Gleichwohl: Adornos »trotzigen Theoretizismus« (S. 80), den Anderson in analoger Weise bei dem von ihm ähnlich kritisch gesehenen Althusser erkennt, könne man »als das Motto betrachten, das über dem ganzen westlichen Marxismus in der Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg steht«. (S. 81) Dagegen setzt Anderson einen trotzigen Praktizismus, den er zu Beginn des Nachwortes zu seinem Text zwar selbst problematisiert, der sich aber ungeachtet dessen als die große Schwachstelle seiner Abhandlung erweist.

***

Einen eingeschränkten Blick, wie oben für die Realität fortschrittlicher sozialer Kämpfe konstatiert, muss man Anderson auch hinsichtlich der marxistischen Theorielandschaft seiner Zeit attestieren. Zu Recht kritisiert er, zumindest im selbstreflexiven Nachwort zu seinem Essay, den klassischen Marxismus dafür, keine ausgearbeitete politische Theorie des bürgerlichen Staates vorgelegt zu haben – letztlich sei es dem »latenten Katastrophismus« (S. 119) der marxschen ökonomischen Theorie geschuldet, dass eine solche für überflüssig erachtet worden sei. Dass der ältere Marxismus sich außerstande gesehen habe, »das Wesen und die Mechanismen der repräsentativen Demokratie als reifer Form bürgerlicher Machtentfaltung zu begreifen und zu analysieren« (S. 57), müsse als dessen großes Manko angesehen werden, das im Grunde auch durch die Denkschule des westlichen Marxismus nicht behoben worden sei.

Verschwiegen wurden bei der seinerzeitigen Fehlanzeige freilich jene Ansätze einer neomarxistischen Theoriebildung, die es sich seit dem Ende der 1960er-Jahre gerade zur zentralen theoretischen Aufgabe gemacht hatten, den ökonomischen Krisentheorien eine politische Stabilisierungstheorie des modernen Kapitalismus entgegenzusetzen oder, besser gesagt, an die Seite zu stellen. Es war die, von Anderson kurzerhand aus der Theoriegemeinschaft des westlichen Marxismus ausgemeindete, sogenannte Spätkapitalismustheorie, von der die Frage des damals schon befremdlichen Überlebens der kapitalistischen Gesellschaftsformation mit dem Hinweis auf die Entwicklung selbstadaptiver politischer Mechanismen – institutionalisiert im demokratischen Wohlfahrtsstaat – beantwortet wurde. Für die Erklärung der aus klassisch-marxistischer Perspektive unerwarteten Stabilisierungspotenziale kapitalistischer Herrschaft wusste Anderson nur Gramsci heranzuziehen, der mit seiner hegemonietheoretischen Vorstellung der politisch-ideologischen Herstellung eines systemstützenden gesellschaftlichen Konsenses »als einziger unter den Denkern des westlichen Marxismus« (S. 87) einen

analytischen Anhaltspunkt geboten habe für »die historische Sackgasse« (ebd.), in die der revolutionäre Klassenkampf geraten war (und aus welcher der westliche Marxismus selbst hervorgegangen sei). Doch 1974/76 hätte Anderson durchaus sehen können, dass eine jüngere Generation von Theoretikern, die gar nicht älter waren als er selbst, allen voran Claus Offe, sich genau um jene politisch-soziologische Weiterentwicklung der marxistischen Gesellschaftsanalyse bemühte, die er ausdrücklich für notwendig erachtete.

Warum aber erscheint Perry Andersons Essay, all diesen Blickverengungen und -verzerrungen zum Trotz, für die marxistisch orientierte (oder auch nur interessierte) Leserin auch heute noch interessant? Vor allem deswegen, weil er am Ende dann doch zentrale Probleme und Fragen marxistischer Theoriebildung anspricht, die sich nach wie vor in ganz ähnlicher Weise stellen. Das ist zum einen, wie zuletzt angedeutet, die heute vielleicht mehr denn je sich aufdrängende »Frage nach dem wirklichen Charakter und der Struktur der bürgerlichen Demokratie, als eines Staatstyps, der in den fortgeschrittenen Ländern zur normalen Form kapitalistischer Macht geworden ist«. (S. 109) Und weiter: »Welche Bedeutung kommt der Nation als gesellschaftlicher Einheit zu und welche Stellung nimmt sie in einer Welt der Klassenspaltung ein? … Wie sieht die wahre Struktur des Imperialismus als eines internationalen Systems ökonomischer und politischer Herrschaft aus?« (Ebd.) Es waren jene Fragen, natürlich neben dem absoluten Klassiker, der nach den Bewegungsgesetzen der kapitalistischen Produktionsweise und den ihr eigenen Formen der Krise, die für Anderson Mitte der 1970er-Jahre »die zentrale Herausforderung für den historischen Materialismus« (ebd.) darstellten. Man traut es sich gar nicht zu sagen: Dem ist heute, ein halbes Jahrhundert später, immer noch ganz genauso – einschließlich der Problematik der »geografischen Beschränktheit« (S. 100), der eurozentrischen oder zumindest doch kontinentaleuropäischen Perspektive, für die das Theorieprogramm des westlichen Marxismus letztlich auch steht.

Die Antworten aber, die heute auf diese Fragen zu geben sind, müssen weitestgehend das hinter sich lassen, wofür die von Anderson damals noch hochgehaltenen marxistischen Traditionen standen: ihren engen Begriff von Politik und politischer Praxis, ihren ungebrochenen Proletarierkult, überhaupt das Patriarchale und Männerbündische nicht nur ihrer Vorstellung von sozialer Bewegung, sondern auch von theoretischem Fortschritt. Von Anflügen eines feministischen Marxismus, der ebenfalls in jener Zeit seine Anfänge nahm, war der Eton-Schüler Anderson durchaus unberührt, die Kritik an der eigentümlichen »Esoterik des westlichen Marxismus« (S. 62), die er in einer volksklassenfeindlichen Theoriesprache am Werke sah, wusste er nicht auf dessen analytischen wie praktischen Maskulinismus zu übertragen. Und nicht nur darin war er

ein Kind seiner historischen Zeit (und seines sozialen Milieus), sondern ebenso im ganzen Stil und Duktus seiner innermarxistischen Positionierung, der letztlich als getreuer Ausdruck der Geltungskämpfe zu lesen ist, die seit den 1970er-Jahren zuverlässig das Feld der linken Theoriedebatten kennzeichnen.

In gewisser Hinsicht ist Andersons Streitschrift damit selbst ein Symptom des von ihm beklagten Niedergangs des (westlichen) Marxismus, ein Ausweis dessen Scheiterns – nicht nur an den gesellschaftlichen Machtverhältnissen, sondern letztlich auch an sich selbst. Der historische Materialismus könne, so Anderson in seinem Schlussplädoyer, »seine Kraft nur entfalten, wenn er frei von jeder Art von Engstirnigkeit ist. Diese Kraft muss er erst wiedererlangen«. (S. 100) Im Grunde aber war Andersons intellektuelle Abrechnung mit der marxistischen Theorie seiner Zeit, wie hier gezeigt werden sollte, selbst nicht weniger partikular. Seine Sehnsucht nach den Zeiten, in denen »der westliche Marxismus unter den Massen noch zu Hause war« (S. 42), unter den »wirklichen Massen« (S. 111) der Arbeiterschaft, ist Ausdruck eines Phantomschmerzes, den die marxistische Theorie selbst provozierte, als sie den Arbeiter eigenhändig – kraft theoretischer Anstrengung – als das alleinige und alternativlose revolutionäre Subjekt konstruierte. Andersons Fundamentalvorwurf an die Adresse des westlichen Marxismus, den Kontakt zur Praxis verloren zu haben, erscheint so gesehen in einem anderen Licht. Denn ein guter Teil jener Praktiken, die für eine Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse infrage kämen, geriet ihm gar nicht in den Blick.